Das Rätsel von Schloß Aynac

Tragisches Los der Urenkelin zweier Marschälle. Von Manfred Ludwig

Eine kurze Zeitungsnotiz meldete jüngst von dem tragischen Ende der Prinzessin von Wagram, der Herrin von Schloß Aynac. Die Frau war, von einem Herzschuß getroffen, tot aufgefunden worden. Neben ihr lag der Elektriker Magnac in den letzten Zügen; er starb in dem Augenblick, als man ihn auf dem Divan betten wollte. Bis zur Stunde weiß noch niemand, welches der Grund, der Verlauf dieses blutigen Geschehens waren. Handelte es sich um eine Liebestragödie? Man darf zu einer Verneinung dieser Frage geneigt sein, wenn man die Vorgeschichte des Ereignisses kennt.

Auf sechs Jahrhunderte blickt das Geschlecht der toten Prinzessin zurück. In der Familienchronik spiegelt sich ein gut Teil französischer Geschichte wider. Das Wappen vereinigt die Stammbäume der ehrwürdigen Häuser Turenne, Berthier und Severin. Zu den Führern der „Großen Nation" gehörten die Männer, deren Bilder aus kostbaren Rahmen auf die Tote herabblicken. Da ist der Feldmarschall Turenne, der seine Truppen vor drei Jahrhunderten kreuz und quer durch Deutschland lenkte und dafür sorgte, daß Frankreich nicht leer ausging, als am Schluß des Dreißigjährigen Krieges das Reich geplündert wurde. Und zu den Ahnen der Herrin von Schloß Aynac gehörte auch Berthier, der vor einem Jahrhundert Chef des Generalstabes des Kaisers Napoleon war und es bis zum Herzog von Wagram und zum Freiwerber für seinen Herrn brachte, als der Korse sich um die Hand der Habsburgerin bemühte.

Die Tote war mit dem Baron von Severin verheiratet. Die Ehe soll recht glücklich gewesen sein. Der Mann war steinreich. Schimmernde Wiesen und rauschende Wälder ziehen sich um das alte Schloß Aynac. Der Gatte lebte nur für seine Familie, für seine Frau also und die zwei Kinder, die sie ihm geschenkt hatte. Die Zeiten, da er sich mit Leidenschaft der Jagd und den Rennpferden widmete, lagen hinter ihm. Die Baronin wiederum hatte es aufgegeben, in der Hauptstadt an der Seine eine Rolle zu spielen. Außer der Fürsorge für Mann und Kinder kannte sie nur ein Lebensziel: die Pflege der Insassen eines nicht fernen Krankenhauses, das sie ein- oder zweimal in der Woche aufsuchte. Hier war sie nicht mehr die reiche Baronin von Severin, sondern eine einfache Krankenschwester. Sie betreute die Pflegebedürftigen und erfreute sie bei ihren Besuchen stets durch kleine Geschenke, mit denen sie von Lager zu Lager ging.

Eines Tages hatte nun der Baron beschlossen, im Festsaal einen Rundfunkapparat aufstellen zu lassen. Der war aus Paris gekommen. Keiner von den dienstbaren Geistern aber verstand es, das recht teure Instrument an der bezeichneten Stelle unterzubringen. Da kam die Baronin auf einen Ausweg. In dem Krankenhaus, dem ihre Fürsorge galt, lag auch ein Mechaniker, der mit solchen Dingen umzugehen wußte. Sie hatte schon immer ein besonderes Augenmerk auf diesen Mann gerichtet, der mit seinen 34 Jahren schon ein Wrack war, und zwar infolge eines Nervenschocks, den er im Kriege erlitten. Die Baronin holte diesen Mann, Magnac hieß er, mit ihrem Wagen aus dem Hospital und bot ihm an, er möge einige Tage als Gast in ihrem Hause weilen und dabei den Rundfunk des Schlosses in Ordnung bringen.

Der Elektriker war gerade einen Tag in Schloß Aynac, da rief den Hausherrn eine Depesche nach Paris, wo eine landwirtschaftliche Besprechung stattfinden sollte. Er ahnte nicht, daß er beim Abschiede seine Frau zum letzten Male lebend in die Arme geschlossen hatte. Wenige Stunden nach seiner Abreise dröhnten Schüsse durch die nächtliche Stille, die sich über das Schloß breitete. Das jüngste Kind des Paares erwachte und eilte zur Mutter. Aber als die kleine Gisela die Tür öffnete, sah sie etwas so Entsetzliches, daß sie ohnmächtig zusammenbrach. Da lag tot die Mutter und unweit von ihr der Elektriker, noch schwach atmend, die tödliche Wunde in der Brust, den rauchenden Revolver in der Hand ...

Ob es jemals gelingen wird, das Geheimnis von Schloß Aynac zu entschleiern? Vielleicht trifft es zu, wenn man vermutet, daß der Mechaniker das rein menschliche Mitgefühl der Baronin falsch deutete und daß ihm sein krankhaft verwirrter Geist, als die Enttäuschung eintrat, die Pistole in die Hand drückte.

Der Albatros rettet die Schiffbrüchigen.

Auf geradezu wunderbare Weise wurde vor einiger Zeit die Mannschaft eines französischen Seglers gerettet, der in einem wütenden Orkan auf einer der Inseln der Crozet-Gruppe gescheitert war. Diese Gruppe ist ein kleiner Haufen unbewohnter, baum- und strauchloser Felsenklippen zwischen der Westküste von Australien und der Antarktis, deren größte nur ganz selten einmal von Walfängern angelaufen wird. Dreizehn Mann des gescheiterten Schiffes vermochten sich an Land zu retten, allerdings ohne große Hoffnung, dort lange sich am Leben erhalten zu können; der geringe Vorrat an Lebensmitteln und Wasser mußte bald aufgebraucht sein. Die einzigen lebenden Wesen, welche die Schiffbrüchigen zu Gesicht bekamen, waren hin und wieder Albatrosse. Diese Bewohner der südlichen Meere zeigten zunächst einige Abneigung gegen die unbekannten Eindringlinge, wurden aber schnell vertraut. Einige Matrosen schlugen vor, die großen Vögel zu fangen und zu verzehren; die Mehrzahl widersetzte sich aber, denn bekanntlich haben fast alle Seeleute eine abergläubische Furcht davor, einen Albatros zu töten. Statt dessen machte einer von ihnen den Vorschlag, einen der Vögel zu fangen und ihm einen Hilferuf an die Außenwelt mitzugeben. Die Anregung fand Zustimmung und wurde durchgeführt. Es war nicht schwer, eines der zutraulich gewordenen Albatrosse habhaft zu werden. Auf eine kleine Messingplatte kratzte man die Worte: „Hilfe! Crozet." und befestigte die Platte an einem der Beine des Vogels mittels eines langen schmalen Leinwandstreifens, dessen freies Ende man flattern ließ. Der Albatros, erschreckt durch die ihm widerfahrene Behandlung und das unheimliche Anhängsel, erhob sich alsbald in die Luft und verschwand über der See. Die Aussicht, daß der kurze, aber verzweifelte Hilferuf vernommen werden würde, war außerordentlich gering, doch das Schicksal meinte es gut mit den Schiffbrüchigen. Nahe der australischen Küste, bei Fremantle, wurde der Albatros gesichtet und gefangen. Sofort ging nach Kenntnisnahme von der Botschaft der Verunglückten ein Schiff in See, um diese zu bergen. Es gelang, sie sämtlich, wenn auch sehr geschwächt, noch am Leben zu treffen, dank dem Albatros.

Als Adele noch jung war ...

Adele Sandrock, die noch immer, vielleicht mehr als je, die Lachmuskeln der Hörer entzückt, wenn sie auf der Flimmerwand erscheint, soll vor Zeiten eine recht gut aussehende junge Dame gewesen sein. Davon zeugt ein Erlebnis, das sie — wie berichtet wird — einst während einer Eisenbahnfahrt gehabt hat. Da saß ihr ein Herr gegenüber, der hinter seiner Zeitung hervor unausgesetzt verliebte Blicke auf die Künstlerin warf. Doch war er so schüchtern, daß er es nicht wagte, seinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Mehr als einmal nahm er einen Anlauf, sie anzureden, blieb aber immer wieder auf der Strecke liegen. Adele sah es, und sie bedauerte diese außerordentliche Schüchternheit, die ihr um so mehr gefiel, als der junge Mann auch sonst einen vorteilhaften Eindruck machte. Endlich war es mit der Geduld der Schauspielerin zu Ende. Und ihre tiefe Stimme tönte durch den stillen Raum: „Sie, junger Mann, an der nächsten Station steige ich aus."

Sie weint blutige Tränen.

Frau Santa Maria in Kansas ist erst 28 Jahre alt und hat noch nicht viel erlebt. Dennoch weint sie alle Tage blutige Tränen. Tränen aus wirklichem Blut. Sie ist längst ins Krankenhaus eingeliefert worden, und Mediziner von Ruf bemühen sich um die Aufklärung der seltsamen Erscheinung. Aber man hat bislang weder diese Aufklärung noch eine Heilung der unglücklichen Frau herbeiführen können. Sie wird besonders des Nachts von dem seltsamen Tränenstrom heimgesucht. Nebenher gehen heftige Kopfschmerzen, und auch Fluten von Wassertränen ergießen sich. Etwa zehn Kubikzentimeter Blut sind es jedesmal, die den Augen der Frau entfließen. Der erste Anfall dieser Art liegt schon sechs Monate zurück. Man versucht durch Eispackungen und Arzneien das Uebel zu beseitigen, besonders den Schmerz zu lindern, der von dem Hinterkopf her sich zur Stirn hinauf fortpflanzt. Ob man Frau Santa Maria helfen kann?

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 93 | 28. November 1934 | 8. Jahrgang

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(20. Fortsetzung)

Der Schulze war ein herzensguter und grundehrlicher Mann und es war nicht leicht, ihm wehe zu tun. Deshalb hatte sie ja auch so lange und verzweifelt mit sich gerungen. Sie wollte ihn lieben, wollte ihn auch heiraten und ihm eine gute Frau werden. Und sie wäre auch eine Frau Schulze geworden, wenn der Heiner nicht zurückgekommen wäre.

Sie liebte Heinrich. Ihr Herz gehörte ihm wieder ganz seit dem Sonntag, an dem sie ihn wiedersah.

Immer wieder dachte sie an den Schulzen. Wie hatte er nach dem Bericht seiner Schwester dagestanden! Enttäuscht war er gewesen, das hatte man ihm anmerken können, aber nicht böse. Bitter lächelnd hatte er mit dem Kopf genickt und gesagt:

„Dann muß ich halt Junggeselle bleiben. Eigentlich bin ich ja auch zu alt für dich, Hilde! Nimm dir den Heiner, dann wird alles gut. Es ist ja keine Sünde, ein Hagestolz zu sein!"

Nie hatte sie den Schulzen so gern gehabt wie in dieser Stunde.

Den ganzen Tag hatte sie nun auf Heinrich gewartet. Sie nahm mit Bestimmtheit an, daß entweder seine Mutter oder gar der Schulze ihn von dem Vorgefallenen unterrichtet hätten. Sie hoffte, daß Heinrich darauf sogleich zu ihr eilen würde. Sie wartete und wartete, aber er kam nicht. „Es ist aber heute eine Treibjagd," sagte sie zu sich selbst, „da muß er mit dabei sein, natürlich, er durfte nicht fehlen."

Vielleicht hatte der Schulze auch schon mit ihrem Vater gesprochen. Sie kannte seinen Einfluß auf den Vater und hoffte das Beste. Denn eine Versöhnung zwischen ihm und Heinrich war ja unbedingt notwendig.

Sie bereitete alles zu Heinrichs Empfang vor und malte sich ihn im Geiste in den schönsten Farben aus.

Es war draußen schon dunkel, da vernahm sie plötzlich Hundegebell.

Die Tür flog auf und im Eingang erschien ihr Vater — bleich, verstört und zornig. Ohne wie sonst zu grüßen, hing er die Flinte an die Wand und warf den Hut auf einen Stuhl. So hatte sie ihren Vater noch nie gesehen. Hilde ahnte Unheil und näherte sich ihm zögernd.

„Ist etwas passiert, Vater?"

Er sah sie nicht an und antwortete auch nicht. Mit langen Schritten durchmaß er das Zimmer. Sie hielt ihn unruhig am Arme fest und fragte noch einmal:

„Vater, sag, was ist denn geschehen?"

Breitspurig stellte er sich vor die Tochter; seine Stirne legte sich in Falten.

„Frag mich nicht, dummes Weibsbild, denn du bist auch dran schuld!"

Ein Beben durchlief ihren Körper.

„Ich — ich — schuld — Vater?"

„Selbstverständlich — an allem schuld — natürlich!! Deines bornierten und einfältigen Getues wegen! Lächerlichkeiten! — Gefühle kennen die Weiber, sonst nichts — gar nichts;; Blödsinn — alles Blödsinn! Schläge solltest du haben!"

„Aber — aber was ist denn? — Vater, Vater!"

„Was ist? — Die ganze Gegend weiß es schon längst und du noch nicht? — Der Lümmel hat seinen Onkel geschossen — den Friedrich! — Stelle dir das mal vor? Wegen einer dummen Gans, wie du eine bist, will dieser Lump den besten Menschen der Welt erschießen. Wegen eines dummen Frauenzimmers! Kaum glaublich! Aufhängen sollte man ihn — rädern! — Jetzt knickst du zusammen — legst dich platt auf den Boden und flennst. — Und der Schulze hat eine Kugel in der Brust —"

Der Förster hielt keuchend ein und sah auf seine Tochter, die wie ohne Leben vor ihm auf dem Boden lag.

12. Kapitel.

Eine Woche war seit dem unglückseligen Schuß vergangen, da ging es abends in der Langenbachschen Gaststube hoch her. Zwar war noch nicht ein Dutzend Gäste anwesend, aber diese tranken viel und sprachen so laut, daß man sie auf der Straße, die an dem Wirtshaus vorbeiführte, gut verstehen konnte. Sie saßen mit geröteten Gesichtern, die rauchenden Tonpfeifen im Munde, hinter ihren Bier- oder Schnapsgläsern. Eine fast undurchsichtige Wolke von Tabaksqualm lagerte über den Tischen.

„Es war ein Unglück!" behauptete ein biederer Bergmann und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser erschreckt emporhüpften. „Es muß ein Unglück gewesen sein!"

„Es war kein's!" schrie Ranzoni laut. „Ein Verbrechen war's! Ein Mord war geplant! Der Schuß fiel mit Absicht! Ich weiß es ganz genau!"

„Wie kannst du das so leicht behaupten?" fragte ein Hüttenmann.

Der Südländer grinste teuflisch.

„Ich habe mit dem Heiner oft verkehrt, ich kannte seine

Gedanken ganz genau, verlaßt euch drauf. Ich weiß mehr als ihr."

„Du kannst uns aber nicht plausibel machen, daß der Heiner absichtlich auf den Schulzen geschossen hat. Denkst du, der trachte seinem eigenen Onkel nach dem Leben? — Nee, das ist unmöglich! Wenn der Heiner auch gerade nicht einer von den Besten ist, aber zu so was halte ich ihn nicht für fähig! Ein solcher Schuft ist er nicht!"

Der Sprecher tat einen kräftigen Schluck und fuhr dann fort:

„Der Heiner war betrunken!" Er wandte sich an den Wirt: „Ist es nicht so?"

„Doch, doch, er war nicht mehr nüchtern!" bestätigte der Wirt. „Aber das muß Ranzoni auch wissen, denn er hat doch mit ihm gesprochen — er saß zuletzt bei ihm!"

„Na also —"

„Er war nicht betrunken!"

„Wenn der Wirt das sagt, ist es wahr!" sagte ein Bergmann scharf und rauh. „Ihm kann man glauben —"

„Er ist im betrunkenen Zustand auf die Jagd gegangen. Das ist sträflich und leichtsinnig, es gehörten ihm Prügel dafür. Er wird ein Reh nicht mehr von einem Menschen haben unterscheiden können. Nur so kann man sich das Unglück erklären."

„Es war kein Unglück!" behauptete Ranzoni hartnäckig. „Er wollte den Schulzen erschießen?"

„Mensch, wie kannst du das immer wieder sagen!" Ein stämmiger Holzfäller wurde aufgebracht. „Denkst du denn überhaupt nicht ans achte Gebot? Der Schulze hat doch selbst erklärt, er sei dem Heiner in den Schuß gelaufen!"

Ranzonis Lippen zuckten höhnisch.

„Der?" Er machte eine wegwerfende Geste. „Der ist schlauer als wir alle zusammen. Der wollte allein aus familiären Gründen die Wahrheit vertuschen. Es hätte auch für ihn eine heikle und peinliche Gerichtsverhandlung gegeben. Ein Neffe schießt aus Eifersucht auf seinen Onkel! Wahrlich, eine Sensation! Vielleicht schob er aber auch noch aus anderen Gründen die Schuld auf sich ab. Er verliert nie seine Geistesgegenwart, sondern weiß in der schlimmsten und kritischsten Lage, was zu tun ist. — Doch warum soll ich euch verheimlichen, weshalb der Heiner die Waffe auf seinen Onkel richtete?" Er lehnte sich weit über den Tisch. „Wißt ihr denn, was für ein Mädel dem Heiner den Kopf verdreht hatte?"

Alle sahen ihn erstaunt und erwartungsvoll an. Nur zögernd ließ sich jemand hören:

„Des Schullehrers Tochter."

Die anderen nickten.

„Ich sage ja, ihr wißt nichts! Der Heiner liebte nicht die Lehrerstochter, wie man allgemein annahm, sondern die Försterstochter, die Braut seines Onkels!"

Tiefe Stille trat ein, alle Anwesenden machten überraschte Gesichter. Nur in einer dunklen Ecke der Wirtsstube regte sich jemand. Es war der Köhler Karl. Geduckt, die Ellenbogen vor sich auf den Tisch stemmend, saß er da und blickte unablässig in Ranzonis satanisch lächelndes Gesicht. Bei seiner letzten Aussage wurde er erregt. Unheimlich glühten seine Augen und fest preßte er die Lippen aufeinander.

„Jetzt leuchtet es schon in eueren Hirnen auf, nicht wahr? Nun könnt ihr euch auch erklären, weshalb der Heiner so viel besoffen war und auch — weshalb er schoß!"

Alle schwiegen — diese Neuigkeit hatte man nicht erwartet.

„Meine Aussagen kann ich bezeugen — auch vor Gericht, wenn es sein muß! Weshalb soll man die Geheimnisse von solchen Leuten nicht ans Tageslicht bringen? Alle beide waren vernarrt in die Hilde! Dazu kam noch, daß der Schulze den Neffen weiterhin bemuttern wollte. Die schmutzige Arbeit sollte der Heiner übernehmen — in den Gruben, auf der Hütte und im Wald herumkrabbeln, das sollte der Heiner! Aber die Führung der Bücher, den Verkauf des Eisens und alles sonst Geschäftliche — das wollte der Schulze für sich behalten. Vielleicht hatte er auch da seine Gründe. Der Heiner war es aber nicht zufrieden — er hat es mir selbst erzählt — und auch deshalb geriet er des öfteren mit seinem Onkel in Streit!"

Dem Köhler in der Ecke schoß das Blut in den Kopf.

„Das ist nicht wahr, Ranzoni, das ist gelogen!" brauste der alte Hüttenmann auf. Auch die anderen schüttelten ungläubig die Köpfe.

Der Köhler erhob sich bedächtig und näherte sich langsam dem Tische, an dem der Südländer saß.

Plötzlich fuhr Ranzoni eine schwarze, schwielige Hand unter das Kinn und krallte sich so an seinem Halse fest, daß er auch nicht einen Ton mehr herausbringen konnte. Ehe es die anderen Gäste verhindern konnten, lag der Südländer am Boden. Stühle fielen polternd um — Gläser wackelten und klirrten auf den Tischen. Dazwischen brüllte Karl mit heiserer und wuterfüllter Stimme:

„Du Schuft, du infamer Wicht! Du willst hier den Schulzen verleumden! Du elender Geselle, dafür holt dich der Deuwel!"

„Hilfe — Hil . . .!"

Bätsch — bätsch — Karls schwarze Faust durchschnitt die Luft.

„Hund, verruchter!" schrie der Köhler. „Jetzt kriegst du's, Freundchen!"

Da sprang der Wirt auf den Köhler los und riß ihn zurück. Die anderen Gäste packten fest mit zu, und es gelang ihnen mit vieler Mühe, den Wütenden von Ranzoni zu entfernen.

Ranzoni erhob sich. Blut strömte ihm aus Mund und Nase.

Karl heulte laut:

„Gebt mich frei — ich schlag ihn tot!"

Er schleuderte die Männer hin und her, doch sie ließen nicht locker. Zehn kräftige Arme umklammerten ihn und der Wirt sprach besänftigende Worte.

Der Südländer torkelte dem Ausgang zu. Plötzlich bückte er sich, griff in den Stiefelschaft und brachte ein langes Messer zum Vorschein. Die Klinge blitzte im Lichte der Oellämpchen auf.

„Verdeuwelt, laßt mich los!" brüllte der Köhler.

Ranzoni rannte auf ihn zu. Doch ehe er das Messer gebrauchen konnte, faßten ihn einige Männer und umkrallten die bewaffnete Hand. Das Messer fiel klirrend auf den Boden. Auf der Stirn des Wirtes schwollen die Adern beim Anblick des blitzenden Eisens.

„Hinaus mit ihm!" schrie er.

Schon packte man den Südländer. Er wehrte sich verzweifelt, aber die Arme waren zu stark, die ihn emporhoben und zum Ausgang schleppten. Die Tür sprang auf — hoch im Bogen flog Ranzoni auf die Straße.

Befriedigt schloß der Wirt die Tür wieder und kam zurück.

„Nun sei wieder vernünftig, Karl! — Ich gebe eine Runde aus dafür, daß du's ihm so gut gegeben hast. Aber jetzt muß Schluß sein!"

Man ließ den Köhler wieder los.

Er zog sich tief atmend die Hose höher und schnallte den Gürtel fester.

„Verdeuwelt," versetzte er grimmig, „wenn ihr mich gelassen hättet, wäre er jetzt da, wo er hingehört!"

„Na, Karl, er hat sein Teil weg," sagte einer der Gäste. „Seine Nase war platt wie ein Taler."

„Ich weiß, wer die Schuld an dem Unglück trägt," knurrte Karl, „es ist dieser Lump da ganz allein! Und nun will er mit seiner Schlangenzunge noch den Friedrich besudeln! Der Deuwel soll ihn holen!"

„Er haßt den Schulzen. — Jedermann weiß weshalb!" sagte der bärtige Hüttenmann. „Sein Gerede glaubt ihm niemand!"

„Sein Gerede glaubt man ihm nicht? Da habe ich ganz andere Erfahrungen gemacht. Der weiß, wie man die größte Unwahrheit glaubhaft machen kann!"

Sein Grimm verflog, als ihm der Wirt einen „Großen" mit den Worten reichte: „Das für deinen guten Schlag!" Doch bevor er trank, bemerkte er noch: „Wenn ihr nur immer sagt, ihr glaubtet ihm seine Lügen nicht, so genügt dies keineswegs. Er weiß ganz genau, daß immer etwas von seinem Gerede hängen bleibt!"

Karl blieb noch etwa eine Stunde in dem Gastzimmer, dann machte er sich auf den Heimweg.

*

Als Karl auf die Straße trat, war es sehr dunkel. Nur noch in wenigen Häusern schimmerte Licht durch die Fenster. Die meisten Dörfler waren schon zu Bett gegangen. Ruhig und friedlich lagen die breiten Bauernhäuser da — in den mächtigen Linden- und Birnbäumen, die sie umgaben, rauschte geheimnisvoll plaudernd der Wind.

Karl ging in Gedanken über die holperige Dorfstraße. Er dachte über die Worte Ranzonis und die Schlägerei in der Wirtschaft nach.

(Fortsetzung folgt)

Sonnabend abend beim Barbier

Von Adalbert Schücking

Man hat so seine Last mit seinem Barbier. Jedesmal, wenn ich mich rasieren lasse, versucht er mir etwas anzudrehen — flüssige Haarseife, Kölnisches Wasser, Zahnbürsten oder Gummischwämme. Immerhin, es geht noch. Mein Freund Emil hat einen Barbier, der noch viel schlimmer sein soll.

Dafür hat meiner aber etwas, was Emil seiner nicht hat: nämlich die Telephonierkrankheit.

Weiß der Teufel, wie das kommt! Jedesmal, wenn ich mich behandeln lassen will, rasselt die verdammte Quasselstrippe, und der Barbier stürzt an den Apparat. Die Götter mögen ahnen, was für dringende Sachen er zu erledigen hat — ich für meinen Teil habe den Verdacht, daß es sich einfach um ein schönes Mädchen handelt. Kürzlich jedenfalls bekam ich den Beweis in die Hand, indem ich — — aber nicht vorgreifen, immer hübsch der Reihe nach erzählen:

Es war also an einem Sonnabendvormittag, als ich in die Barbierstube kam.

„Rasieren, Herr Schücking?" fragte der Meister.

Ich nickte stumm und ließ mich im Drehsessel nieder. Der Mann tat warmes Wasser in das Schälchen, bestrich den Pinsel mit Rasierkreme und seifte mich ein.

Dann griff er zum Messer, um es am Lederriemen zu streichen.

In diesem Augenblick klingelte das Telephon.

Der Barbier legte das Messer weg und hob den Hörer ab. Gespannt blickte ich ihm zu. Ich sah, wie sich seine Züge immer mehr aufhellten, seine Miene wurde immer heiterer, und endlich, fing er stürmisch an zu lachen. Offensichtlich wurde von der Gegenseite ein guter Witz zum besten gegeben.

Ich blickte auf die Uhr. Jetzt telephonierte er bereits sieben Minuten. Der Seifenschaum im Gesicht war bereits kalt geworden. „Sagen Sie mal . . ." begann ich, aber da legte er schon auf und seifte mich zum zweiten Male ein. Wieder dieselbe Prozedur, wieder der Griff zum Messer — und wieder rasselte der verdammte Klönkasten!

Es war zum Wildwerden! Was hatte der blödsinnige Kerl eigentlich immer zu reden?

Auf einmal schnappte ich einen Satz auf. Aha, da hatten wir's: Es war doch ein Mädchen! Ich hörte ganz deutlich, wie er sagte: „Sie haben etwas vergessen, Fräulein Wilma? Das macht gar nichts — nein, nein, Sie stören mich nicht im geringsten, ich habe Zeit!"

Na, so eine Frechheit war mir denn doch noch nicht vorgekommen! Der Kerl hatte Zeit, und ich saß hier mit eingeseiften Backen im Drehsessel und durfte auf seine Reklameschilder an den Wänden stieren.

Er bemerkte meinen wütenden Blick, legte einen Augenblick den Hörer beiseite und eilte kurz herbei: „Illustrierte der Herr gefällig? Oder die Morgenzeitung?"

„Nein", brüllte ich ihn an, „ich will rasiert werden, verstanden?"

„Gewiß, der Herr!" Er murmelte noch einige Worte in den Apparat und legte dann mit leicht gekränkter Miene den Hörer auf. Wieder begann die Prozedur von vorhin, und wieder ergriff er das Messer. Diesmal hatte er sogar schon zum Schaben angesetzt, als der Deubelskasten wieder rasselte.

Sichtlich blaß legte der Barbier das Messer auf den Tisch und meldete sich am Apparat.

„Fräulein Wilma?" hörte ich ihn rufen. „Ja, was gibt's? Ob wir uns heute abend treffen können? Aber ja, großartig! Ich bin Punkt sieben Uhr an der Normaluhr und bringe Ihnen auch ein schönes Geschenk mit! Ja, ja — also Punkt sieben, Fräulein Wilma!" Und damit legte er auf. Offensichtlich ahnte er bereits Unheil.

Aber es war schon zu spät. Ich hatte mir bereits den Seifenschaum aus dem Gesicht gewischt, den Hut aufgesetzt und die Tür erreicht.

„Aber, Herr Schücking, ich bitte sehr . . ." rief der Barbier hinterher.

„Tut mir leid", gab ich zurück, „habe keine Zeit mehr jetzt!"

„Kommen Sie denn wenigstens wieder?" jammerte angstvoll der Bartkratzer.

„Jawohl", sagte ich mit Nachdruck, „ich k o m m e wieder!"

— Ich k a m auch wieder. Und zwar am selben Tage. Es war anderthalb Minuten vor sieben und der Barbier stand in seiner Stube und zupfte ein prächtiges Blumenbukett zurecht, als ich plötzlich in die Tür trat, mich in den erstbesten Sessel fallen ließ und dem Barbier, dem sich vor Schreck die Haare sträubten, sagte:

„So — nun will ich rasiert werden, die Haare geschnitten haben, Kopfwaschen, Trocknen mit Heißluft, Gesichtsmassage und Fingernägelpolitur. Also los . . ."

Die Klassenrammel von Mais

Ergötzliche Schulgeschichten aus dem kleinen Nachbarort der Südtiroler Stadt Meran weiß die „Alpenzeitung" zu berichten, von Zeiten allerdings, die schon an die sieben Jahrzehnte zurückliegen.

Der Herr Lehrer setzt eines schönen Tages während des Unterrichtes seinen noch nicht schulpflichtigen Sohn auf den geheizten Schulofen. Eine Zeitlang ist Ruhe. Bald jedoch kommen die Füße des jungen Ofensitzers in perpendikuläre Bewegung, durch welche die Aufmerksamkeit der Schüler vom Unterricht abgelenkt wird, „Hansl, ist Dir da droben zu heiß?" — „Nein, nein, ich muß nur . . ."

Außer der Religion, in welcher am Schlusse des Schuljahres in feierlichster Weise geprüft wurde, war das Schönschreiben der wichtigste Gegenstand. Die vier zierlichsten von den Knaben geschriebenen Probeblätter, zu deren Herstellung das Lineal nebst einem durchbrochenen, mit Kohlenstaub überstäten „Faulenzer" herhalten mußten und viele Ach und Krach um Gefolge hatten, wurden unter Glas und Rahmen in der Klasse aufgehängt. Die glücklichen Schreiber galten als „Klassenrammel" und hatten in allen Dingen ein gewisses Vorrecht. Ihnen stand zum Beispiel das Recht zu, die Schulfahnen zu tragen und am „Unsinnigen Pfinstig" beim Soldatenspiel die Offizierstellen zu bekleiden.

Ja, das Schönschreiben! Dazu brauchte man nebst dem Papier auch Tinte und Feder. Zur Herstellung der Tinte stand ein großbauchiges Glas, mit Regenwasser und Galläpfeln gefüllt, auf dem Ofen. Die mäßige Wärme erzeugte nach und nach eine Tinte, welche der heutigen auf dem Markt gebrachten an Schwärze und Dauerhaftigkeit keineswegs nachstand und so billig kam, daß die Ortsbewohner damit versorgt werden konnten. Da kommt ein Knirps mit einem Apothekerglas in der Hand: „Für zwei Kreuzer Tinte". Die Federn zum Schreiben, durchaus keine Stahl-, sondern Kielfedern, holten die Buben im Laden, ein Stück für einen Kreuzer. Die Feder mußte gleich nach dem Betreten der Klasse dem Lehrer übergeben werden, der sie gebrauchsmäßig zuschnitt, was sich noch einige Male bis zur völligen Abnützung der Feder wiederholte, das heißt bis der Kiel gänzlich verschwunden war. Nach dem letzten Federschnitt ging das Schreiben los: Buchstaben und später Sätze mußten von der Schultafel abgeschrieben werden. Schien die Sonne herein auf die Hefte, dann befestigte der Lehrer, auf einem Stuhl stehend, seinen Mantel an den Oberhaken des Fensters. Denn einen Vorhang besaß damals das Schulzimmer nicht.

Lautlose Stille, bloß vom Gekritzel der Federn unterbrochen. Der Lehrer setzt sich in die hinterste Bank, die eine Hinterlehne hat, hinein. Er liest die alten Zeitungen, in welche die Schreibhefte eingelegt waren, liest und liest, da überfällt ihn der Schlaf, er nickt — nickt —! Jetzt ist es wie geschaffen, Schabernack zu treiben. Das Kasperl der Klasse, Ignatz Adam, hat zufällig einige Hennenfedern in der Tasche. Nun steckt er eine nach der anderen in den Rockkragen des schlafenden Lehrers, die letzte sogar in dessen Kopfhaar, indem er zugleich ausruft: „Schaut Euch den Indianer an!" — Der Lehrer fährt erwachend empor und quittiert dem Adam mit einer saftigen Watsche.